

St. 64/74

Für meine kleine Bibl.

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
И. Бр. 14375

Sonderabdruck

aus den

Preussischen Jahrbüchern

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 137, 2. Heft.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1909.



Diese Sonderabdrücke der „Preussischen Jahrbücher“
sind sämtlich nicht zu haben.
Sie werden in kleiner Anzahl nur für die Verfasser hergestellt. Jedoch kann das betreffende Heft der „Preussischen Jahrbücher“, dem der Aufsatz entnommen ist, durch den Buchhandel zu 2 Mk. 50 Pf. bezogen werden.

**Inhalt des Juliheftes 1909 (52. Jahrgang, 3. Quartal, 1. Heft) der
„Preussischen Jahrbücher“:**

- Dr. Francis Smith, Berlin-Grünwald: Kreteros Römische Geschichte.
Professor Adolf Mayer, Heidelberg: Zur Theorie der Musik.
Dr. Jakob Engel, Magdeburg: Verbrecher Shakespeares vom psychophysiologischen Standpunkt aus betrachtet.
Dr. Adolf Hedler, Hamburg: Die pädagogische Refutandenprüfung in der Schweiz und ihre Lehren.
Dr. Theodor Vitz, Professor der Philologie an der Univ. Marburg: Zur Verhöhnung Christi.
Dr. jur. F. Thiersch, Rechtsanwalt in Leipzig: Der Entwurf einer Reichsversicherungsordnung und der künftige Stand.
Dans Selbstbild: Nachwort.

Notizen und Besprechungen:

- Dr. Emil Daniels, Berlin: Erwiderung. (Krimkrieg.)
Philosophie. Anton Korman, Hamburg v. d. H.: E. v. Hartmann, System der Philosophie im Grundriss.
Pädagogik. Professor Dr. Adolf Matthäei, Euxhaven: Fr. W. Hoerster, Lebensführung. — Sexualität und Sexualpädagogik. — R. Nütger, Kind und Gottesdien.
Kunst- und Kunstgeschichte. Ludwig Bortning, Berlin-Grünwald: S. Nohl, Die Weltanschauungen der Malerei. — H. Cornélius, Clementargelände der bildenden Kunst, Grundlagen einer praktischen Kunst. — Baudelaire, Zur Kunst der Malerei und der bildenden Kunst.
Koloniell. Lic. Dr. Paul Rohrbach, Friedenau: P. Samassa, Die Befriedung Deutsch-Ostafrikas.
Politik. Dr. Paul Rohrbach: W. Wersajew, Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege.
Literatur. Gertrud Prellwitz: W. Huber, Ekstatische Coniunctionen. — H. Högst, Leben. — Marie Fuhrmann, Griefswald: M. v. Büten, Nach Eiland wollen wir reiten. — H. F. Urban, Bodentums Erbau. — P. Linden, Der Held des Tages. — A. v. Wendt, Heiligenblut. — Dr. Johannes Schubert, Wilhelmsbagen: E. Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Summationsidee. — Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. — Dr. Richard Zimmermann, Lübeck: W. Goltzer, Religion und Mythos der Germanen.

Politische Korrespondenz.

- Emil Daniels: Aus dem inneren Leben der Insel-Entente.
Paul Rohrbach: Rußland und Berlin. Rußische Finanzen.
D.: Die Abrechnung der Eibichs-Stener.

**Inhalt des Augustheftes 1909 (52. Jahrgang, 3. Quartal, 2. Heft) der
„Preussischen Jahrbücher“:**

- Dr. A. Nebe, Gymnasial-Direktor in Lüneburg: Goethes Erziehungsdenken und Bildungsideale.
W. Deede, Professor am Geolog. Institut in Freiburg i. Br.: Zur Grundwasserfrage.
Dr. Albert Haas, Hamburg: Religion und Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika.
Dr. Julius Heyderhoff, Düsseldorf: Zimmermanns politische Anschauungen.
Dr. A. Wünger, Professor in Würzburg: Die Rechte der Direktoren und der Belehren.
Dr. P. Christensen, Hamburg: Ein Alexanderspos aus der Zeit Barbarossas und sein Verfasser.
Dans Selbstbild: Olivier über den Krieg 1870.

П. Б. 4/97

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
Р. И. Бр. 14375

Ein Alexanderepos aus der Zeit Barbarossas und sein Verfasser.

Von

Dr. Heinrich Christensen.

Sin und wieder kommt wohl dem einen oder andern ein alter lateinischer Spruch auf die Zunge:

Incidit in Seyllam, qui vult vitare Charybdim. Und schlägt der Betreffende, weil er sich über die Herkunft genauer unterrichten will, in dem mit vollem Rechte sehr geschätzten „Büchmann“ nach, so findet er, daß einmal das Citat in dieser Form nicht ganz richtig ist, und daß es her stammt „aus der 1277 verfaßten Alexandreis des Philippe Gualtier de Châtillon“. Abgesehen nun davon, daß das Gedicht etwa 100 Jahre früher verfaßt ist, und daß der Dichter den Namen Guautier de Lille oder Walthier von Châtillon führt, werden die meisten damit auch nicht viel mehr als den „Schall und Rauch“ eines Namens ohne Inhalt gefunden haben. In den folgenden Ausführungen möchte ich versuchen, diesen Namen mit einem Inhalt zu erfüllen, denn er ist der eines Mannes, der weit über seine Lebenszeit hinaus bekannt und hochgeehrt war.

Walthier von Lille oder Châtillon ist etwa zwischen 1130 und 1140 in Lille geboren, einer unter den Grafen von Flandern mächtig emporklimmenden Stadt, wie er in der von ihm selbst in schwerer Krankheit verfaßten Grabchrift anliegt:

Lille verdaht ich das Leben, in Châtillon starb ich, mein Name
Ist im Frankreich weit durch meine Lieber bekannt.

Er widmete sich nicht nur philosophischen und theologischen Studien, besonders in Reims und Paris, wo er auch den damals gefeierten Stephan von Beauvais hörte, sondern erwarb sich auch, wie seine

Schriften beweisen, nicht gewöhnliche Kenntnisse und ein tiefer eindringendes Verständnis der klassischen Dichter. Nachdem er sich den Magistertitel verdient hatte, leitete er eine Zeitlang in Laon, das zu dem Sprengel des Erzbischofs von Reims gehörte, eine Schule. Hier wird er vermutlich mit englischen Exulanten bekannt geworden sein, denn Johannes von Salisbury, der 1163 als einer der Hauptvertreter der hierarchischen Prinzipien England hatte verlassen müssen, lebte in der Abtei S. Remy bei Reims und ist, wie seine Briefe beweisen, jedenfalls mit ihm bekannt gewesen. Ob es sein Einfluß oder der des vermittelnden Erzbischofs von Reims, eines Bruders von König Ludwig VI. von Frankreich, gewesen ist, der Walthier nach England brachte, ist nicht zu sagen, jedenfalls finden wir ihn wenige Jahre später in der Kanzlei des Königs Heinrich II. von England wieder. Hier kam er bald mit seinem Gewissen in Zwiespalt. Er war durchaus Anhänger der päpstlichen Partei, und bei den damaligen scharfen Gegensätzen zwischen dem Könige und dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury ist er offenbar nicht imstande gewesen, immer geschickt zwischen diesen Gegensätzen hindurchzusteuern. Johannes von Salisbury spricht in einem Briefe an ihn seine Freude darüber aus, daß er ihn als Genossen in den Leiden für Christus und seine Kirche habe, „nicht etwa, weil ich mich über Deine Zurücksetzung lustig machen will, sondern weil ich Dir zu Deinem mannhaften Auftreten Glück wünsche. Denn . . . Du hast den Verlust weltlicher Güter gering geachtet, um Dir Deine ehrliche Ueberzeugung zu wahren und der christlichen Liebe zu dienen. So mögest Du denn, Freund Gottes, wie Du schon seit langen Zeiten der meinige gewesen bist, in dem Bewußtsein Deiner Unschuld den besten Trost finden, den es im Leben gibt, wie ich und alle Freunde, die mit mir in der Verbannung leben, ihn stets darin finden“. Ebenso ein Zeichen herzlichen Einvernehmens wie königlicher Ungnade, durch die Walthier einen Verlust muß erlitten haben. Worin dieser bestanden, und wie lange er es noch in England ausgehalten hat, wissen wir nicht. Doch wird er schwerlich in erfreulicher Weise aus England geschieden sein, da er sich in Frankreich in einer, wie es scheint, ihm wenig zusagenden Stellung als Lehrer in dem kleinen Städtchen Châtillon an der Marne befand. Hier widmete er sich dann neben der Tätigkeit für sein Amt und dichterischen Arbeiten auch theologischen Studien; aus dieser Zeit stammt eine „Abhandlung gegen die Juden“ in drei Büchern. In den beiden ersten enthält sie eine Zusammenstellung aller der Stellen, die aus den



geschichtlichen Büchern des Alten Testaments — mit Ausnahme der Bücher Josua und der Richter — und den Propheten — mit Ausnahme von Jonas — auf die Erscheinung Christi als des Gottessohnes gedeutet wurden, verbreitet sich auch über die Widerpenstigkeit der Juden und das siegreiche Vordringen des Christentums unter den Juden, und behandelt endlich im dritten Buche die Dreieinigkeit und die hindeutenden Beweise dafür im Alten Testament. Daß er überhaupt auch der Bekehrung der Juden — die freilich, wie in der damaligen Zeit natürlich, auch mit einer Verfolgung verbunden war — sein Interesse schon damals zuwandte, scheint aus der Erzählung von einem Gespräche mit einem Rabbiner in Châtillon, die er uns in diesem Werke mitteilt, hervorzugehen; außerdem stand er jedenfalls auch mit namhaften Theologen seiner Zeit, wie z. B. mit Petrus ^{Leininger} ~~Leininger~~, in brieflichen und literarischem Verkehr über theologische Fragen. Hier wird er auch einen großen Teil seiner rhythmischen Gedichte, welche die die Zeit bewegenden Fragen behandeln, und unmittelbar in den Kampf der Meinungen eingreifen, verfaßt haben. Denn von dieser Zeit hat er den Beinamen „von Châtillon“ erhalten, unter dem er in ganz Frankreich und darüber hinaus bekannt geworden ist; sagt er doch selbst in einem Gedichte, in dem er Stephan von Orleans, Peter von Blois und Bertier von Orleans als bekannte Dichter nennt, nicht ohne Selbstgefühl von sich:

Unter denen, die nach Ruhm in der Dichtkunst streben,
Wird auch der von Châtillon unvergessen leben.

Aber er machte sich doch von dieser Tätigkeit los und eilte über die Alpen nach Bologna, um sich hier, auf dieser altberühmten Universität, Kenntnisse in der Rechtswissenschaft zu erwerben. Höchst wahrscheinlich hat er von hier aus auch Rom besucht. Denn in einem an den Papst gerichteten Gedichte sagt er zum Schluß:

Ich, nach so viel Müß' und Plagen,
Die beim Studium mir ertragen,
Finden wir nur lazen Lohn.
Drum bin ich nach Rom gegangen,
Wo der Kirche Schätze prangen,
Zu des heil'gen Vaters Thron.

Heil'ger Vater, laß auf Erden
Mich nicht wieder Laie werden,
Der das Gotteswort verlaßt.

Laß mir meine Priesterwürde,
Doch befrei mich von der Bürde,
Die des Priesters Armut macht.

Gern will ich als Priester leben,
Doch als Lohn möcht' ich daneben
Eine Stirnbe, noch so klein.
Ueppigkeit will gern ich meiden,
Leben will ich ganz becheiden
Nur von dem, was wirklich mein.

Nach einiger Zeit aber kehrte er, vermutlich, weil sein in den letzten Zeilen ausgesprochener Wunsch nicht in Erfüllung ging, wieder nach Frankreich zurück. Hier gelang es ihm, vielleicht auf Grund seiner bisherigen Leistungen, vielleicht auch seiner durchaus kirchlichen Gesinnung wegen, die Gunst des Erzbischofs Wilhelm von Reims zu gewinnen. Dieser nahm ihn zunächst in seine Kanzlei, machte ihn dann zum Kaplan und verschaffte ihm schließlich ein Kanonikat in Amiens. Walthers hat sich dafür durch die Widmung seines größten Gedichtes, des Alexanderliedes, in dem er an mehreren Stellen die Gnade, den Edelmut und die Größe des Prälaten rühmt, dankbar zu erweisen gesucht. Ueber die Zeit, den Ort und die Art seines Todes sind wir nicht unterrichtet, doch dürfen wir annehmen, daß er nicht allzu lange nach der Vollendung seiner Alexandreis, vermutlich doch wohl in Amiens, um das Jahr 1190 gestorben ist.

Walthers ist, wie sich schon aus der kurzen Skizze seines Lebens ergibt, nicht nur ein Theologe oder Mann der Schule und Wissenschaft gewesen, sondern hat an den Händeln und Kämpfen der damaligen Zeit lebendigen Anteil genommen, wie auch seine tätige Teilnahme an der damals gerade wieder brennend gewordenen Judenfrage bestätigt. Aber es war überhaupt gerade die Zeit, in die Walthers bestes und kräftigstes Alter fiel, eine außerordentlich bewegte und spannende. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, besonders die sechziger und siebziger Jahre, ist ja erfüllt von dem gewaltigen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen der weltlichen Macht, die die politische Leitung der Völker in der Hand behalten will, und den Ansprüchen der geistlichen, sich zur Schiedsrichterin auch in den weltlichen Entscheidungen zu machen. Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. sind sozusagen die Angelpunkte, um die sich dieser ganze Streit dreht. Aber wenn der erstere auch in Italien mit all der Entschiedenheit im Waffenkampfe und all dem

feinen Geschick im Spiel der Diplomatie, die ihm eigen waren, den Streit auszufechten suchte, so tobte er doch nicht minder in anderen Ländern, und ganz besonders in England, wo die hierarchischen Tendenzen in dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury einen ebenso starren wie rücksichtslosen Vertreter gegenüber dem in Heinrich II. verkörperten Staatsbewußtsein fanden. In diese Kämpfe wurde unmittelbar auch Walthers hineingezogen. Er wurde als Mitglied seiner Kanzlei von dem Könige beauftragt, die Nachrichten von einer Versammlung geistlicher und weltlicher Großen, die in Chinon stattgefunden hatte, nach England zu besorgen, und zugleich die Mitteilung zu verbreiten, daß der König eine Gesandtschaft zur Vermittlung an den Papst schicken werde (1160). Daß Walthers, der im Herzen der Partei des Erzbischofs zugetan war, aber dem direkten Befehle des Königs nicht ungehorjam sein konnte, diesen Auftrag nur ungern übernommen habe, deutet Johannes von Salisbury in einem Briefe an den Bischof Bartholomäus von Exeter an: „Unzweifelhaft ist dem Magister Walthers diese Intrigue, wie überhaupt alle Maßregeln gegen die Kirche Gottes höchst unangenehm, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann.“ Dieser Zwiespalt, in den Walthers geriet, ist es denn aller Wahrscheinlichkeit nach auch gewesen, der ihn erst in Ungnade beim König brachte und schließlich nötigte, seine Stellung ganz aufzugeben. Setzt in Frankreich war er nicht mehr an Rücksichten gebunden und hat denn auch hier seine Stellung zu der die ganze Welt bewegenden Frage mit aller Entschiedenheit in seinen Liebern gekennzeichnet. Und er gebraucht dabei auch das Rüstzeug der allegorischen Bibelklärung, wenn er z. B., um die Stellung des Papstes als des allein berechtigten Herrschers zu erweisen, auf die Sündflut und Noah mit seiner Arche zurückgeht und sagt:

Die Arche stellt die Kirche dar für uns in myst'schem Bilde,
Die Sündflut ist die ird'sche Welt, die Böses führt im Schilde;
Und Noah ehren alle wir als höchsten Patriarchen,
Als Haupt der ganzen Kirche und als einzigen Monarchen.

Da stand kein Zweiter neben ihm, nein, er gebot da allen
Mit reiner Hand und keuschem Sinn nach seinem Wohlgefallen.
So steht hoch über allen, die auf dieser Erde leben
Der Papst, wir andern können nur am Erdenstaube kleben.

Zwar kann er nicht in Abrede stellen, daß die Kaiservürde älter ist als die des Papstes, aber auch hier wird die Heilige Schrift als vor-

bildliche Zeugin herangezogen. Freilich geschieht dies, nach damaliger Art, in etwas gewaltsamer Weise dadurch, daß Esau und Jakob mit dem Kaiser und Papst identifiziert werden, und dann wird mit dem logischen Schluß von dem Größeren aufs Kleinere erklärt:

Einfach a maiori ist doch der Schluß begründet.
Der Rebekka, Isaaks Frau, ward einst verkündet:
Sieh, zwei Knaben wirst du jezt bald das Leben schenken,
Doch den Älteren wird als Knecht Heis der Jüngere lenken.

Und für ihn ist es selbstverständlich, daß „größer als der Kaiser ist, wer im Himmel bindet“, wie denn auch die beiden Schwerter ganz in der Anschauung der hierarchischen Partei unter Kaiser und Papst verteilt werden:

Ja, das Schwert des Weltlichen mag der Kaiser halten,
Doch des Schwerts des Geistes darf nur der Papst hier walten;
Jener hat den Nießbrauch nur der Gewalt hieneben
Von ihm, der als Oberhirt wahrst der Seelen Frieden.

Triumphierend gleichsam vergleicht er den Papst Alexander III., der im Kampfe mit Friedrich I. und dessen Gegenpäpsten sich immer siegreich behauptet hat, mit dem großen König Alexander:

Alexander, der Held Mazedoniens, der durch die Welt seine Waffen getragen,
Hat dreimal Darius, den Perserkönig, siegreich zu Boden geschlagen.
Alexander, der Papst, der Seelenhirt, durch den unsre Seelen gefunden,
Hat dreimal den Kaiser, den Höllenfürst, siegreich schon überwunden.

Die Bezeichnung des Kaisers als Höllenfürsten geht doch weit hinaus über den „Teutonischen Tyrannen“, wie er von Johannes von Salisbury mit Vorliebe benannt wird. Aus derselben Anschauung heraus stammt sein Verdammungsurteil über König Heinrich II. von England, der, wie man wohl nicht ohne Grund behauptete, die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury, Thomas Becket, besonders verschuldet hatte. Walthers sieht sich in einer Vision in eine Versammlung der höllischen Geister versetzt. Sie reden darüber, daß die Verderbnis der Welt weit genug vorgeschritten sei, um dem Antichrist, der den Untergang der Welt bezweckete, sein Erscheinen zu ermöglichen. Und besonders die Furie Allesto spricht ihre Ansicht dahin aus, daß auch der Vorläufer des Antichrists, der, wie Johannes der Täufer dem wahren Christus, so auch dem falschen Christus vorhergehen mußte, bereits erschienen sei, und sucht jenen dadurch zum Vorgehen zu bewegen:

Was suchst du einen andern noch, der dir den Weg bereite,
Als Englands tollen König, der in frevelhaftem Streite,
Vor alles Scham- und Rechtsgefühls den Priester ließ erschlagen,
Der, eine Fierde aller Welt, den Bischofsstuhl getragen?

Was ist dagegen Simons Schuld, was ist doch sein Verbrechen?
Was wollen wir von Nero noch und seiner Bosheit sprechen?
Er, der zu hinterlist'gem Mord den Bischof selbst erschien,
Ist doch ein schlim'm'rer Nero noch als Nero selbst gewesen.

Stärker als in solchen Versen läßt sich der durchaus kirchliche und hierarchische Standpunkt nicht wohl ausdrücken. Aber mit dieser Uebergangung von der beherrschenden Stellung der Kirche und ihres Oberhauptes ließ sich gar wohl eine scheinbar ganz entgegengesetzte Anschauung über den Zustand der damaligen Kirche verbinden. Das zwölfte Jahrhundert besonders ist erfüllt mit Klagen über die sittliche Verwilderung des Klerus von dem Papste herunter bis zum niedrigsten Kleriker, und ganz besonders über die bei jeder Gelegenheit hervortretende Geldgier Roms und der hohen Prälaten. In einer Fülle von Liedern aus dieser Zeit begegnen wir entweder Klagen über solche Verkommenheit oder derben Spöttereien und Verhöhnungen. In den letzteren verbindet sich damit oft eine teils geniale, teils liederliche Lebensauffassung eines Dichters, der „seine Sache auf Nichts gestellt“ hat, aber doch auch wieder um Günst und Geld bittet, um sich erneutem Lebensgenuß hingeben zu können. Goliarden nannte man meistens diese Dichter, teilweise vagabundierende Studenten und Kleriker, bei denen sich neben viel Spreu doch auch manches Körnlein echter Poesie findet. Fast allen ist gemeinsam die entschieden feindliche Stellung zur Geistlichkeit, besonders zu den Mönchen. Aber während die einen, selbst feuchtfrohliche Gesellen, durch Spott und Hohn zu wirken suchten, zeigen die andern mehr eine wehmütige Klage und jedenfalls eine ernste, sittliche Lebensauffassung, die nicht auf Verhöhnung, sondern offenbar auf Besserung ausgeht. Zu diesen letzteren gehört auch unser Walthier. Er schont zwar die Kirche, oder vielmehr ihre Diener vom ersten bis zum letzten keineswegs, im Gegenteil, sie haben es doch gerade zumeist verschuldet, daß „in der Gläubigen Seelen stieß aller Sünde Mafel“. So stellt er die Kleriker voran bei einer Schilderung der Sünde und Schuld, in die alle Welt versunken ist:

Wer sind die, die Kirchengut rauben und verkaufen,
Die die Ehe brechen und jeder Schürz' nachlaufen?

Die gar gegen die Natur sträflich sich vergehen?
Kleriker sind's! Wir bräuen nur klar mit den Augen zu sehen.*)

Diebstahl, Meineid, Hurerei sind gar arge Sünden,
Wie die zehn Gebote schon mahnend uns verkünden;
Doch ins Gegenteil hat dies Ralos Spruch verkehrt:
Was uns nützlich, ist fromm, wie Jupiter selbst es gelehrt.

Was von Erde ist und Not, muß am Irdischen kleben,
Wunder't uns, daß auch der Mensch will zur Tiefe streben?
Nein, den Wahlspruch müssen wir als den unsern achten:
Auf, Mitbürger, zuerst laßt nach dem Gelde uns trachten!

Willst du dich der Welt genehm und gefällig zeigen,
Soll in Ehrfurcht sich vor dir alle Welt verneigen,
Willst du Güter dieser Welt? — Nun, begeh' Verbrechen,
Die mit Verbannung und Tod die Menschen versuchen zu rächen!

Kurz und gut, ich will Euch nicht lang' mit Worten quälen:
Tief in Laster sind verstrickt alle Menschenseelen,
Und betörend locken uns, richten uns zugrunde
Ehrgeiz, Wollust und blinkendes Gold in furchtbarem Bunde.

Das sind nicht die Worte eines frivolen Spötters, sondern eines ernstern Predigers, der den Grund alles Übels kennt und von sittlichem Standpunkt aus zu mahnen und zu bessern sucht. So hat er uns auch sozusagen positiv seine sittliche Anschauung in einigen Versen seiner Alexandreis ausgesprochen:

Dem das Gold zieht nimmer sich nach den Adel des Herzens,
Rein, es entzieht ihn gar häufig; es ist der verderblichste Unhold,
Den die verderbenschwangere Nacht den Menschen gegeben.
Nicht wer an äußeren Gütern, nein, wer an sittlichen Kräften
Reichtum besitzt, wen die Tugend erhebt, der hat mehr als ein Geldmensch,
Der hat, was ihm den Mangel der Abkunft ersetzt und den wahren
Adel verleiht. Nicht äußerlich kann man die Tugend erwerben,
Wirklichen Adel verleiht allein die Geseitigung des Herzens.

Von diesem wahrhaft sittlichen Standpunkt aus verurteilt Walthier denn auch, und zwar oft mit sehr energischen Worten, ganz besonders die Geldgier und Genußsucht, wie sie sich damals in der Geistlichkeit breit machten:

*) Der letzte Vers ist in den meisten hier überlegten Strophen ein Hexameter eines klassischen Dichters, wie ihn die Dichter der damaligen Zeit gern als ein Zeichen ihrer Vorseitigkeit anwandten.

Unsere Kirchenfürsten, die Tändelein nur kennen,
Höllenfürsten könnte man eher sie benennen,
Die des Ewigen Geleß voll Verachtung brechen,
Die bis spät in die Nacht in süßigem Wein sich bezechern.

Besonders ist es auch die römische Kurie selbst, deren unerfättliche Geldgier er geißelt, wie er denn auch in seiner Alexandreis Rom geradezu als die „gierige Roma“ bezeichnet.

Schäpe fliehen, unerhört, stets in Rom zusammen,
Und es wachsen um so mehr stets des Hochmuts Flammen,
Denn Porazens alter Sap hat doch ew'ge Dauer:
Ist das Gefäß nicht rein, wird, was du hineingieße, fauer.

Gegen Gottes Willen löst Rom geschlossene Ehen,
Hilft dem Angeklagten durch, kann das Recht verdrehen,
Kostbarkeiten strömen hierher von allen Enden,
Reichthum müssen Sabäer und Indien Elfenbein senden.

Wie mit Geierklauen raubt Rom von allen Schätzen,
Alles nimmt es, doch zurück gib's nicht einen Regen.

Soll man einen Bischof neu auf den Stuhl erheben,
Kann an seinen Sitten gern mancher Makel flehen,
Hat er nur der Gelder viel immer in den Kassen,
Wird er zu dem röm'schen Kreis ganz vortrefflich passen.

Zu einer direkten Anklage gegen den Papst und die gesamte hohe Geistlichkeit erhebt er sich in einer der Johanneischen Apokalypse nachgedichteten Vision, die ihn in den Himmel verseht. Hier erscheinen ihm auch die vier Gestalten, unter denen die vier Evangelisten dargestellt wurden; aber er deutet sie in grimmigem Hohn anders, oder läßt sie vielmehr durch einen Engel gedeutet werden:

Der Löwe ist der Papst, der alles in sich schlängelt,
Der Gottes Wort versteht, weil er nach Worten*) strebt,
Der nicht auf Markus hört, wenn nur die Mark' gut klingt,
Der auf erhab'nem Sitz am niedern Gelbe klebt.

Siehst du das Kind? Das ist der Bischof, der voran
Vor allen andern hin zur fetten Weide rennt,
Und dann behaglich schmaust, was er nur fassen kann
Von anderer Leute Gut, weil er's am besten kennt.

*) Ich habe versucht, das lateinische Wortspiel libros und libras durch Worte und Werte nachzumachen, wie nachher Marcus und marca.

Der Adler, der sich dort stolz in den Schwingen wiegt,
Der Erzbischof ist's, ein frecher Räubersmann,
Denn wie der Kar auf Raub von seinem Horst ausfliegt,
So lebt auch er vom Raub, den er erpähen kann.

Der vierte, den du siehst, mit menschlichem Gesicht,
Ist der Desan, der stets auf dunklen Wegen schleicht,
Der unterm Schein des Rechts auf Lug und Trug erpicht,
Als Schelm der Trümmigkeit und Einfalt Auf erreicht.

Die ganze Alerisei in ihrer nur auf Aeußerliches und auf Gelderwerb ausgehenden Tätigkeit trifft er mit den Worten:

Aeußerlich verstehen sie Gottesdienst zu halten,
Doch ihr Herz verführt nie Gottes gnäd'ges Walten;
Hochzeitliches Festgewand kann für sie nicht taugen,
Nur der Lohn des Dienstes hat Wert in ihren Augen.

Und triumphierend ruft der Antichrist am Schlusse der Versammlung der höllischen Geister, die ich vorhin schon erwähnte, aus:

Mein sind die Klöster, die Mönche sind mein,
Mein sind die Schulen, die Nonnen sind mein,
Mein ist der König und mein der Kardinal,
Seine Käuflichkeit bringt auch die Kirche zu Fall.

Dies ist der Grundton, auf den die meisten Lieder Walthers, soweit sie direkt unter seinem Namen überliefert sind, gestimmt sind. Doch spricht er sich in einem auch über seine pädagogische Tätigkeit aus, und wie er in einem andern in schwerer Krankheit ein Stohgebet an den Herrgott richtet, der ihm in seinen Sünden um Christi willen gnädig sein möge, so besingen wir auch unter den zahlreichen anderen aus dieser Zeit stammenden Liedern manche, die ihm mit mehr oder weniger Recht zugeschrieben werden können und zugeschrieben worden sind. Und es mag gern sein, daß unter den lustigen und etwas derben Liedern das eine oder andere von ihm stammt. Jedenfalls würde dadurch aber das Gesamturteil über ihn als einen auf kirchlicher und sittlicher Grundlage stehenden Mann, der nicht zu höhnen und zu spotten, sondern zu mahnen und zu bessern sucht, keine Aenderung erfahren.

Hatte Walther durch diese seine mehr vollstümlichen Lieder Anerkennung gefunden dadurch, daß sie in ganz Frankreich bekannt wurden, so ist sein dauernder Ruhm doch viel mehr begründet und jedenfalls viel weiter getragen durch sein episches Gedicht, die Alexandreis. Seltsam, denn zuerst wollte er es überhaupt gar nicht

veröffentlichen. Nachdem es in den Jahren 1178—82 entstanden war, verging doch noch einige Zeit bis zur Herausgabe, denn dem Dichter, der doch schon durch seine Vieder bekannt war, graute etwas vor der Öffentlichkeit. „Es ist merkwürdig,“ sagt er selbst in der Vorrede, „daß die Menschen von ihrer ursprünglichen Natur, die doch, wie alles, was aus der Hand Gottes gekommen ist, gut war, so völlig heruntergekommen sind. Sie sind jetzt viel geneigter zu verurteilen als Nachsicht zu üben und mögen in zweifelhaften Fällen viel lieber etwas heruntermachen als zum Besten kehren. Aus Angst davor habe ich lange die Absicht gehabt, dich, mein geliebtes Alexanderlied, zu unterdrücken und das Werk, an dem ich fünf lange Jahre gearbeitet habe, gänzlich zu vernichten oder jedenfalls in meinem Pulte zu begraben.“ Die Klagen der Dichter über die Bosartigkeit der Kritik sind, sieht man, nicht nur modern, schon der gute Walthar hatte Sorge, daß man über ihn herfallen könnte, wenn er sich mit diesem Gedichte an die Öffentlichkeit wagt. Schließlich aber entschloß er sich doch, es zu veröffentlichen.

Und in der Tat, er hat diesen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Denn es gibt kein anderes lateinisches Gedicht des Mittelalters, das so viel gelesen, benutzt und kommentiert worden ist, wie diese Alexandreis. Einmal bildet sie die Grundlage nicht nur eines deutschen Alexandergedichtes von Ulrich von Eschenbach, sondern auch einer nordischen, spanischen und tschechischen Bearbeitung der Alexandergeschichte. Ferner sind einzelne Wendungen, Gedanken und Verse wieder und wieder angewandt und gingen in die im Mittelalter außerst beliebten Florilegien oder Anthologien aus den klassischen Dichtern über, so daß hin und wieder seine Verse sogar einem Dichter des Altertums zugeschrieben wurden. Ja, das Gedicht war um 1190 schon so bekannt und berühmt, daß eine Stelle daraus für die Inschrift auf dem Grabdenkmal des Königs Heinrich II. von England († 1189) benutzt wurde. In den Schulen wurde schon etwa hundert Jahre später diese Alexandreis mit den Gedichten der klassischen Dichter zusammen gelesen und erklärt. Dichter aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wie Wilhelm von der Bretagne, der die Taten des französischen Königs Philipp II. besungen, Otto von Magdeburg, der nach einer deutschen Vorlage die Taten und Fahrten des Herzogs Ernst von Schwaben dargestellt, Albert von Stade in seinem Troilus, Heinrich von Settimello, schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts, Nikolaus von Braja, der die Eroberung von La Rochelle und die Belagerung von Anagnon durch Ludwig VIII.

beschrieben hat, und manche andere haben einzelne Wendungen und Verse, Vergleiche, Gedanken, Situationen in mehr oder weniger ausgiebiger Weise trotz der Verschiedenartigkeit der Stoffe aus Walthar genommen. Selbst Alanus von Lille, ein Zeitgenosse Walthers, der im übrigen recht gehässig und neidisch über den Dichter urteilt, kannte nicht nur sein Gedicht, sondern hat auch mancherlei, besonders in der Sprache, von ihm entlehnt. Man darf mit Recht sagen, daß kein lateinischer Dichter des Mittelalters in dieser Weise „erhoben“ und „gelesen“, aber auch benutzt worden ist.

Gewidmet ist das Gedicht dem Erzbischof Wilhelm von Reims (zeit 1176), dem Walthar mehrfach, wie bereits erwähnt wurde, zu Dank verpflichtet war. Er rühmt in der Widmung nicht nur seine hohe Abstammung — Wilhelm war ein Urenkel von König Wilhelm, dem Eroberer, Neffe von König Stephan von England und Schwager des Königs Ludwig VII. von Frankreich — sondern auch seine Tätigkeit als Erzbischof von Sens (1169—76) und Reims. Der ersten Stadt hat der Bischof — charakteristisch für die Art der mittelalterlichen Dichter überhaupt, Beziehungen zum Altertum anzubringen — nicht weniger Ruhm und Ehre gebracht, als einst der Senonenfürst Brennus, der Rom eroberte und fast auch das Kapitol erstürmt hätte,

hätte die silbergeliebte Gans nicht die Wächter ermuntert.

Um der Widmung sozusagen noch mehr Nachdruck zu geben, hat Walthar es so eingerichtet, daß die Anfangsbuchstaben der zehn Bücher den Namen Wilhelm (Guillelmus) ergaben. Doch wenn er auch durch dies Gedicht seinem Danke und seiner Ehrfurcht hat Ausdruck geben wollen, so fühlt er sich doch als Dichter, und wenn er hofft, daß sein Gesang dauern wird, so weiß er, daß mit diesem auch der Name Wilhelms unlöslich verbunden und so unsterblich sein wird, wie er in den Schlußversen sagt:

Aber, erhabener Bischof, der oft aus der Fülle der Gnade
Schutz mir gewährt, so daß ich der Feinde Gebelster verlachte,
Nimm nun das Werk, das Walthar in eifrigem Streben geschaffen,
Gnädig entgegen, verschmähe es nicht, den Ephen des Dichters
In der geheiligten Mitra dir gern um die Schläfe zu legen.
Freilich, empor zu der Höhe des Bischofs reicht mein Gesang nicht;
Aber, wenn einst die Seele der sterblichen Hülle entflohen,
Werden vereint wir leben, vereint mit dem Sänger wird leben
Wilhelms Ruhm, wie wird er im Fluge der Zeiten entfliegen.

Seine Hoffnung hat sich erfüllt. In den späteren Jahrhunderten, als Wilhelmus Taten als Erzbischof schwerlich andere Menschen als Historiker kannten, wurde dies Gedicht noch viel gelesen, und sein Name blieb bekannt und berühmt als der des Gönners eines Dichters, wie Walther es gewesen war. In der That erhebt sich das Gedicht über die Masse der epischen Versuche der damaligen Zeit. Zwar in der Form, der sprachlichen sowohl wie der Darstellung, schließt sich Walther, wie alle anderen lateinischen Dichter des Mittelalters, natürlich an die klassischen Vorbilder, speziell an Vergil und Lucretius, die hauptsächlichsten und bekanntesten Epiker, an. In manchen Beziehungen, so in Einleitungen und Schlüssen von Reden, in einzelnen Wendungen und Verbindungen, in Vergleichen und Reden war ja die epische Sprache auch in gewissem Sinne vollständig konventionell geworden. Und ebenso klar ist, daß bei der großen Belesenheit unseres Dichters sich vielfach nähere oder entferntere Berührungen mit der Sprache der von ihm gelesenen und studierten Dichter finden. Aber er behandelt Sprache und Vers doch leicht und selbständig; niemals hat man die Empfindung des Zusammengefügten und Zusammengestoppten — wie die Verse leicht und glatt hinschießen, so verrät auch die Sprache den klassisch gebildeten Kleriker, der sich von Barbarismen durchgängig frei hielt und auch in dieser Beziehung seinen Mustern möglichst nahe zu kommen suchte. So hat das ganze Gedicht natürlich ebenso wenig wie die anderen epischen Darstellungen der damaligen Zeit etwas Ursprüngliches oder Volkstümliches, aber neben dem Anempfundenen, das allen lateinischen Epen des Mittelalters, ja in gewissem Sinne doch auch den lateinischen Epen der klassischen Dichter, anhaftet, doch auch eine Eigenartigkeit, die es über die sonstigen Gedichte emporhebt. Und das liegt ganz besonders an dem Stoffe selbst und in seiner Behandlung. Andere Dichter nahmen sich zeitgenössische Ereignisse zum Vorwurf und setzten den ganzen epischen Apparat für diesen spröden Stoff in Bewegung — man erkennt es schon bei Lucretius in seiner Behandlung des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus, wie schwierig und undankbar die Aufgabe war, weil besonders die nun einmal notwendige Heranziehung der Götterwelt immer den Eindruck des Gewollten und Gemachten hervorrufen mußte; andere wieder behandelten geistliche oder theologische Stoffe in epischer Form und konnten damit wohl, wie z. B. Alanus von Lille in seinem Anticlaudianus auf gebildete, besonders theologisch und philosophisch gebildete Leser Eindruck machen; wieder andere suchten durch die Behandlung

derber oder obskurer Stoffe auf die Sinne zu wirken. Walther aber wagte es, in den Mittelpunkt seines Gedichtes, den König zu stellen, dessen lichte Heldengestalt im Altertum trotz aller Fehler doch immer wieder zur Bewunderung gereizt hatte, im Mittelalter aber durch den reichen Sagenkranz, der sich um seine Person gewunden hatte, nicht nur Dichter fast aller Nationen zur Darstellung begeistert hatte, sondern auch überall und allgemein bekannt war.

Ganz besonders aber hat Walther offenbar gewirkt durch die Art seiner Behandlung. Er vermied es zunächst mit richtigem Takt die eben erwähnten phantastischen Wundergeschichten von Alexander, die ihm durchaus nicht etwa unbekannt waren, als Grundlage seiner Dichtung zu wählen. Er wollte die Geschichte dieses Helden in poetischer Form behandeln und wählte sich daher zum eigentlichen Führer den einzigen Schriftsteller, der eine ausführliche Geschichte Alexanders in lateinischer Sprache geschrieben hatte, den Quintus Curtius. Ihm vertraute er sich auf der einen Seite so durchaus an, daß er an manchen Stellen nur die Prosa dieses Historikers in Verse umsetzte; ja manchmal geht diese Anlehnung so weit, daß nur durch geringe Umstellung der Worte oder kleine Einfügungen aus der Prosa Verse geworden sind. Da aber das Werk des Curtius in der damaligen Zeit bereits nicht mehr vollständig erhalten war, so mußte er notgedrungen noch eine andere Quelle zu Rate ziehen; er fand sie in Justinus, einem Schriftsteller, der in seinen nach ausführlicher Vorlage gearbeiteten „Philippischen Geschichten“ auch natürlich die Geschichte Alexanders und seiner Zeit behandelt hatte. Doch begnügte er sich mit diesen notwendigen Ergänzungen nicht, sondern benutzte neben anderen besonders noch Drosius, Isidorus, die Sagen Geschichte Alexanders und die sogenannten *Secreta Secretorum*, eine Art Fürstenspiegel, der unter dem Namen des Aristoteles ging, und sehr viel gelesen wurde.

Trotz dieser Vielheit und Verschiedenartigkeit der Quellen macht das Gedicht durchaus nicht den Eindruck des Zusammengefügten. Denn in der Auswahl und Zusammenstellung hat Walther ganz entschieden großes Geschick, sicheren Takt und guten Geschmack bewiesen. Einmal blieb er sich stets bewußt, daß er nicht, wie sein historischer Gewährsmann eine Geschichte Alexanders und seiner Zeit schreiben, sondern, wenn ich so sagen darf, in einer poetischen Biographie seinen Lesern die Heldengestalt des großen Königs nahe bringen wollte. Daher beginnt das Gedicht mit der Jugend und schließt mit dem Tode des Königs. Weder die Zeiten Mazedoniens

vor Alexander, noch die unmittelbar an seinen unerwarteten Tod sich anschließenden Kämpfe, die schon im Sterbezimmer des großen Königs zum Ausbruch kamen, finden bei ihm eine Stelle. Aus der Jugendzeit wird uns nicht das allmähliche Heranwachsen des Prinzen erzählt, vielmehr sucht uns der Dichter durch die Darstellung einer Unterbrechung des jugendlichen Fürsten mit seinem Lehrer Aristoteles seine Begeisterungsfähigkeit und seinen Latendrang zu kennzeichnen, um den Leser gewissermaßen in die richtige Stimmung zu versetzen, dem stürmischen Vorwärtsspringen und den großartigen Taten des Königs zu folgen. Der dann folgende Vortrag des Aristoteles über die Pflichten eines Fürsten hat zwar für unsern Geschmack etwas Herbeigekogenes und Vehrhaftes, aber die Menschen der damaligen Zeit fanden an derartigen Auseinandersetzungen Gefallen, und mancher Leser freute sich wohl, diesen ihm bekannten Aussprüchen in anderer Umgebung und in poetischer Form wieder zu begegnen.

Von nun an bildet denn auch der Heldenkönig durchaus den Mittelpunkt der Dichtung, seine Heldentaten sind es, die den Leser fesseln, erheben und begeistern sollen. Daher bleibt denn auch alles Beiwerk, wie z. B. die Feldzüge seiner Generale oder die gleichzeitigen Ereignisse in Griechenland entweder ganz fort, oder sie werden in aller Kürze abgemacht. Und auch eine andere nahe liegende Gefahr hat er glücklich vermieden. Unausgesehete Feldzüge und Kämpfe sind es, die das Leben des Königs, wenigstens so weit es sich für eine poetische Darstellung eignete, ausfüllen. Hier galt es Maß zu halten. Auch hier hat der Dichter verständigen Takt und gutes Geschick bewiesen. Denn die großen Entscheidungsschlachten gegen Darius bei Issus und Arbela finden eine eingehende Darstellung, die Ermordung des Darius, seine glänzende Bestattung und Alexanders pomphafter Einzug in Babylon bilden für die poetische Darstellung den Abschluß des Kampfes gegen das eigentliche Perserreich. Als Uebergang sozusagen zu dem letzten großen Kampfe gegen die Inder folgt dann die Bestrafung des Königsmörders Bessus und ein kurzer Feldzug gegen die bis dahin für unbesiegbar geltenden Skythen. Dagegen vermeidet er es geschickt, durch eine Aufzählung oder Schilderung der Kämpfe, die sich z. B. in Sogdiane und Baktrien an den Tod des Königs Darius angeschlossen, und die in Wirklichkeit vielleicht die gefährlichste Seite in dem großen Unterwerfungskampfe des Ostens gebildet haben, den Leser zu ermüden. Von dem Feldzuge in Indien werden ausführlich behandelt nur der Kampf gegen den König Porus, und eine

Episode aus dem Kampfe gegen die Mallor, einen Volksstamm der Inder, in der der glänzende Mut und die todverachtende Tapferkeit des Königs selbst besonders hervortreten. Den Abschluß des ganzen Werkes bildet dann einmal die Stellung Alexanders als des unbestrittenen Weltherrschers, zu dem alle Völker der Erde, auch aus dem fernen Westen, ihre Gesandten schicken, um Unterwerfung und Geschenke anzubieten, und in scharfem Gegensatz zu dieser alles Irdische sonst überragenden Stellung das jähe Ende durch das todbringende Gift eines tückischen Verräters.

So bildet also das Gedicht eine im Großen und Ganzen durchaus geschlossene Komposition, die der Dichter dem Stoffe nach zwar seinen Vorlagen verbannt, aber in durchaus selbständiger und, wir dürfen sagen, eigenartiger Weise behandelt hat. Denn er hat nicht nur den König vollständig in den Mittelpunkt aller Handlungen und Ereignisse gestellt, er hat sich auch eine bestimmte, klare Auffassung von der Persönlichkeit und dem Wirken des Königs gebildet. Einmal ist für ihn der mazedonische König der Held aller Helden, gegen den auch die sonst gerühmten großen Helden des Altertums zurücktreten müssen, wie Cäsar, dessen Großtaten der spanische Dichter (Lufan) besungen hatte, Augustus oder der in Wirklichkeit freilich durchaus unbedeutende Kaiser Honorius, der aber in dem Hofpoeten Claudian einen Lobredner gefunden hatte, dessen Gedichte Walther kannte und benutzte. So hat denn auch Rom, sagt Walther, niemals den eigenen großen Feldherren einen solchen Empfang bereitet, wie Babylon dem siegreich einziehenden Feinde, und das auch

Wahrscheinlich mit Recht, denn mag man auch gern, wie sie es verdienen, Anderer Fürsten erstaunliche Taten rühmen und preisen — Wenn man das winzige Heer, mit dem zu gewaltigen Taten Gegen die Sieger der Welt Alexander in blühender Jugend Auszog, ernstlich bedenkt, und wie kurz die Spanne der Zeit war, Bis vor dem siegreichen Helden die Welt auf die Knie sich beugte: Dann verschwindet vor ihm die ganze Reihe der Fürsten, Die großprahlend einst der spanische Dichter besungen, Oder auch Claudius gern in tönenden Versen emporhebt, In ein Nichts!

Aber ein Zweites, Wichtigeres kommt hinzu. Der gebildete, in der klassischen Literatur wie in der Bibel gleich bewanderte Verfasser wußte natürlich, daß in der Danielstelle, wo von dem Widder mit den zwei Hörnern die Rede ist, den der Ziegenbock mit seinem

einen Horn zerschmettert, schon früh der erstere auf den Perserkönig der letztere auf König Alexander, den Zertrümmerer des Perserreiches, gedeutet wurde. Kennt er doch den Darius geradegu so in der Grabinschrift, die ihm auf dem von dem Juden Apelles errichteten Grabmal gewidmet wird:

Hier ist bestattet der Widder der Schrift mit den doppelten Hörnern,
Die Alexander, der Hammer des Weltalls, in Stücke gebrochen.

So ist denn die ganze Kriegs- und Siegeslaufbahn des Königs eine von Gott gewollte, und er ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, wie sich das auch in manchen seiner Beinamen, wie z. B. „Rachegeist Gottes“ oder „des Himmels“, „Schicksalsgeißel“ u. a. ausdrückt. Diese Ueberzeugung nun, daß ihm eine besondere Sendung zuteil geworden sei, und er daher auch besonderer Hilfe gewiß sein dürfe, läßt der Dichter auch in dem Könige lebendig sein. Und um dies gewissermaßen zu erklären, benützt er eine Erzählung, die aus dem im Mittelalter viel gelesenen jüdischen Schriftsteller Josephus stammt. Sie berichtet von einem Zuge Alexanders nach Jerusalem, auf dem ihm der jüdische Hohepriester, angetan mit seinen priesterlichen Gewändern, entgegentritt, um seine Gnade anzusuchen. Kaum aber erblickt ihn Alexander, als er ihm seine Verehrung bezeugt; und auf die erstaunte Frage seiner Generale erwidert er, eine Erscheinung in solcher Gewandung sei ihm vor seinem Zuge gegen Persien erschienen und habe ihm Schutz und Hilfe zugesagt. Diese Erzählung also hat Walthers in sehr feiner und geschickter Weise zu verwerten verstanden. Am Grabe Achills hält der König eine Ermunterungsrede an seine Krieger, in der er sein felsenfestes Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens ausdrückt. Da erzählt er, um dies Vertrauen zu rechtfertigen, von dieser Erscheinung, die ihm bald nach dem Tode seines Vaters und seiner Thronbesteigung geworden sei:

Mitternacht war's, und es mahnten zum Schloße die nächtlichen Sterne,
Als ich einsam im hohen Gemach auf fürstlichem Lager
Nach mich wälzte; die Freunde umringt erquickender Schlummer.
Aber mich quälten im Herzen die Sorgen und schreckten den Schlummer.
Nun war die Bürde, und jugendlich schwankten im Geist die Gedanken:
Soll ich das Vaterland schützen? geh stöhn ich dem Feinde entgegen?
Unklar war ich und schwankend, und beides erschien mir doch rathsam.
Siehe, da leuchtete plötzlich von glänzendem Scheine die Halle,
Strahlend verdrängte ein himmlisches Licht das nächtliche Dunkel,
Und ich sah die Finsternis weichen der taghellen Klarheit.

Furcht ergriff das zagende Herz, und kältende Schauer
Rannen, ich fühle! es, mir durch die angsterzitternden Glieder.
Vor mir stand ein Wesen, ich scheue mich Menich es zu nennen,
Sinnlicher Würde und Anmut voll, fremdartig umschloß es
Ein buntschillerndes, reiches Gewand in herrlichen Falten.

Nachdem dies hohepriesterliche Gewand beschrieben ist, heißt es weiter:

Schon nach Namen, Herkunft und Zweck wollt ich klütern ich fragen,
Als er zuerst zu reden begann mit folgenden Worten:
Auf, mazedonischer Held, verlaß des Vaterlands enge
Grenzen, die ganze Welt will ich zu Füßen dir legen!
Aber tritt einst in solchem Gewand ein Mann dir entgegen,
Mein Verehrer ist's, schone ihn! — Sprach's und verschwand in dem
Und mit lieblichem Lufte erfüllte er scheidend die Halle. [Dunkel,

Diese Auffassung von Alexander und die damit verbundene Charakterisierung des Fürsten hält Walthers fest. Sie gibt ihm denn auch die Möglichkeit, das Ende des großen Königs in seiner Art psychologisch-poetisch zu begründen. Denn die Ueberzeugung von dieser seiner gottgewollten Sendung treibt ihn nicht nur zu immer größeren Taten, sondern reißt ihn zu Plänen fort, die über das dem sterblichen Menschen gesteckte Ziel hinausgehen. Er will die Gottheit dem Menschen verborgenen Nilquellen auffuchen, er beabsichtigt die Antipoden zu bekriegen, ja er versteigt sich zu dem unsinnigen Gedanken, einen Zug gegen das Paradies zu unternehmen! So gibt die Schicksalsbestimmung des Königs auf der einen Seite, und wiederum die dadurch bei der Schwäche der menschlichen Natur bedingte Selbstüberhebung die poetische Berechtigung wie zu der alles überragenden Höhe, so auch zu dem jähen Sturze des gewaltigen Helden. Mit gewöhnlichen Mitteln war gegen diesen gottbegnadeten und gottbegeisterten Helden nichts auszurichten. Wie der Dichter schon die in der Geschichte überlieferte Erzählung, daß Alexander durch eine Meuterei seiner Truppen am Hyphasis in Indien zur Umkehr gezwungen wurde, mit sicherem Takte ausgelassen hat — ihn zwang eben nur der eigene Wille — so setzt er hier, um das Ende des Königs herbeizuführen, die Mutter Natur und die Hölle selbst in Bewegung. Denn daß das Ende des Königs nur auf gewaltsame Weise herbeigeführt werden konnte, versteht sich nach der bisherigen Darlegung eigentlich von selbst, und Walthers fand überdies die Vergiftung Alexanders in seinem Gewährsmann Justin, wie sich denn die Er-

zählung von dieser Vergiftung schon früh gebildet hat. Aber die Inszenierung dieser Mordtat ist durchaus Walthers Werk, wenn auch die Ausführung teilweise nach früheren Vorlagen gearbeitet ist. Sie stimmt nun auf der einen Seite so durchaus zu seiner Auffassung von der Persönlichkeit des Königs, und ist überdies so bezeichnend für die mittelalterlichen Anschauungen und für ihre Verquickung heidnischer und christlicher Ideen, daß ich die ganze Szene hier mit geringen Auslassungen folgen lasse.

Aber die Mutter Natur gedachte in nagendem Schmerze
Stets an den Schimpf, den der Fürst zugleich der Welt und ihr selber
Angetan, als er erklärte für ihn sei die Erde zu enge,
Und mit gewaffneter Hand woll' er in die Tiefen sich wagen,
In die geheimnisvollen. In Unmut und grimmer Empörung
Unterbrach sie das Werk, an dem stets wütend sie schaffte,
Dem noch gestaltlosen Urstoffe Form und Seele zu geben.
Und die erhabene Grotte, in hüllender Wolke geborgen,
Gilt hinab zur Stütz, in die Tiefen des schaurigen Abgrunds.
Vor der Schöpfung, wo sie sich zeigt, weicht alles in tiefer
Ehrerbietung zurück: in schwerer Verengung unschleicht
Und sie die Luft, es sprechen in üppiger Fülle die Blumen
Frühlingsgleich, es schmeicheln und küssen leise des Meeres
Wellen, und Schweigen ruht auf der See sonst tobenden Wogen.
Alles erweist der Natur die schuldige Ehrfurcht und bittet,
Daß sie in stetiger Nahrung Frucht wie Wärme während
Dopple die Saaten und segne die keimenden Samen der Dinge.
Dankebar grüßt sie die Mutter Natur, doch heißt sie bewahren
Immer die alten Gesetze und stets ihrer Grenzen bewußt sein.
Ich aber eile, so spricht sie, hinab in den Ort voll Sorge
Um die Meinen; ich will Alexander, die Geißel der Erde,
Den die Länder und Meere verabscheuen, endlich vernichten. —
Sprach's und es öffneten ihr sich die finsternen Tiefen der Erde,
Daß sie auf steil abführendem Pfad in den Ort hinabkam.

Nach einer Beschreibung der Unterwelt und Begrüßung der Mutter Natur durch ihren Beherrscher redet die erstere diesen an mit den Worten:

O Vater und Mäher der Sünde,
Den einst hellerer Glanz als des Morgenroths leuchtende Klarheit
Herrlich umstrahlte, den dann der Hochmut vom himmlischen Stig stieß,
Zu dir komme ich flehend in meiner Bekümmernis, zu dir,
Dem ich doch, da er den himmlischen Stig sich verscherte, als letzte
Zufluchtsstätte die nächtliche Tiefe der Erde noch anwies;
Zu dir bring ich der Menschen und Götter gemeinsame Klage.
Siehe, der wassergewaltige Fürst Magedoniens wütet

Allüberall im Sturme. Zuerst an Pampbyliens Küste
Hat er das Meer sich gebeugt, dreimal den Darius bewältigt,
Hat ganz Asien so zermalmt, und den niemals bezwungenen
Porus besiegt. Doch nimmer satt dringt er nur weiter und weiter,
Tief in die Fernen des Oheus, ja jetzt in verblendeter Torheit
Will er den Ozean meistern. Wenn günstige Winde die Segel
Seines Lebenschiffs weiter noch blähen, zu den welkentrickten
Quellen des Nil wird er dringen, das Paradies will er umlagern
Und es erstürmen; ja, hüt' dich, selbst dieser Abgrund der Tiefe
Ist vor ihm nicht geset, die Antipoden, die Sonne
Anderer Welten zu schaun, wird er sich kühnlich erdreisten.
Auf drum! strafe den Unhold, der alle gemeinsam bedrohet,
Hast du die erten Menschen doch einst aus dem Eden vertrieben;
Aber, wo bleibst, o Schlange, dein Ruhm, wenn den herrlichen Garten
Nun Alexander gewinnt? — So sprach sie und wandte sich scheidend.

In der Tat beruft der Fürst eine Versammlung aller bösen Geister auf eine von ewigem Schnee und Eis starrende Wiese:

Hier versammelten jetzt sich die höllischen Geister der finstern
Tiefe zur Sitzung; es ließ dreimal ein graufiges Röcheln
Drauf der höllische Fürst, die alte Schlange, ertönen.
Gleich verstummte da jedes Geräusch, das Seufzen und Stöhnen
Der von den höllischen Strafen gequälten Seelen verhallte.
Tiefe Stille — hoch hob sich empor der höllische Fürst dann,
Brachte die Klagen der Mutter Natur vor die Geister und sagte:
Gibt es doch nirgends ein Maß oder Ziel für die Geißel der Menschheit,
Vor der alles erzittert in Angst, wenn ein längeres Leben
Ihm nach Gefallen noch länger die Welt zu zertümmern gestattet.
Wahrlich — ich sag' es nur zögernd — ihn reizt es auch unter die Erde.
Und in des Tartarus Tiefen zu dringen, den Geistern der Hölle,
Wenn er im Kampf sie besiegt, die Scharen der Seelen zu rauben.
Freilich ein Schicksalspruch verkündet die schaurige Botenschaft:
Einst wird kommen ein Tag, an dem auf Erden erschein wird
Wunderbar von Geburt ein Mensch, der die eisernen Riegel
Dieses Kerkers zerbricht, die ragenden Säulen zerhimmelt,
Alles, was hier an Gewaffnet vorhanden ist, siegreich zertümmert
Und mit siegendem Holze die Hallen der Hölle entbrennt.
Auf drum, entgegen der drohenden Not, ihr Fürsten des Todes,
Stüzt den Lebensfaden dem magedonischen Helden,
Daß nicht dieser es sei, der die Pforten der Hölle zertümmert!

Eine groteske Szene! Aber wie mag sie auf die Leser im Mittelalter gewirkt haben! Wie ganz besonders die Worte, die jeder Leser auf Christus, der mit dem Holze des Kreuzes die Seelen aus der Hölle erlösen wird, beziehen mußte, der Teufel aber als eine mögliche Prophezeiung auf Alexander umdeutete.

Der Dichter suchte also nicht nur die Tatsachen, die ihm seine Quelle lieferte, wiederzugeben, sondern sie auch nach seiner Art und von seiner Grundauffassung aus weiter auszuführen und zu begründen. So z. B. auch die Notiz, die er in seinem Gewährsmann fand, und die an sich auch durchaus wohlbegründet erscheint, daß Alexander in der Nacht vor der Schlacht von Arbela, die nun doch wohl die Entscheidung bringen mußte, nicht schlafen konnte. Weiter fand er nichts. Aber bei ihm ist es die Göttin Viktoria, die den schlaflos auf seinem Lager sich wälzenden König bemitleidet und für ihn den Schlafgott bittet, ihn in Schlaf zu versenken. So geschieht es denn auch. Wir sehen, der Götterapparat wird auch von Walthier in Bewegung gesetzt — wie sollte ohne das auch wohl eine epische Dichtung, zumal des Mittelalters denkbar sein? Aber es geschieht nur an wirklich bedeutsamen Stellen, und bei einem Manne, der durch sein Leben und Wirken die ganze Welt umgestaltet hat. So stehen die Mittel in richtigem Verhältnis zu den Ergebnissen.

Daß bei diesen Darstellungen die alten Dichter die Vorbilder gewesen sind, ist natürlich, aber er hat sie selbständig und eigenartig ausgestaltet. Und daselbe läßt sich sagen von der Schilderung der beiden großen Entscheidungsschlachten bei Issus und Arbela. Die geschichtliche Vorlage hat Walthier hier vollständig verlassen; Vergil und Ovid sind größtenteils die Vorbilder. Die Schlachten lösen sich in eine Reihe von Einzelkämpfen auf. Daher werden denn nicht nur Alexander sondern auch seine aus der Geschichte bekannten Generale mit besonderen Heldentaten ausgestattet; es erscheint eine ganze Reihe von Helden, von denen in seiner Geschichte die Rede ist; es treten ganz eigentümliche Persönlichkeiten auf, wie z. B. ein Abkömmling des Minus, sogar ein Nachkomme der Giganten und ein Astrologe Joroas aus Memphis, der Wissenschaft und Waffenhandwerk mit einander verbindet; gleich den Homerischen Helden suchen sich die Kämpfer erst durch höhnende Worte zu reizen, ehe sie zum Kampfe schreiten. Zur Charakterisierung der ganzen Art siehe hier die Episode des Joroas aus der Schlacht bei Issus.

Strahlend in kostbarer Rüstung stand hier auf der Seite der Feinde Joroas aus Memphis, der Sterne kundig wie keiner,
Und ihrer Himmelsbahn. Er kannte die Sterne, die fruchtbar
Machen ein Jahr und die, die den Ausfall der Ernte bewirken;
Ferner woher im Winter der Schnee und im Sommer die Glut stammt,
Wie die köstliche Luft im Lenge den Boden befruchtet,

Und welche Triebkraft die Reife der Trauben im Herbst hervorbringt.
Ob sich der Kreis zum Quadrate gestaltet, ob himmlischer Sphären
Klang harmonisch ertönt, wie die vier Elemente einander
Halten die Wage, er weiß es; er weiß, welch' rasende Schwingkraft
Reißt die sieben Planeten entgegen der Drehung des Himmels;
Kennt der Sextime Entfernung; den Stern, der den bösen Saturnus
Hindert den Menschen zu schaden, und den, der im Gegenschein strahlend
Ihn in's Gute verkehrt, und den, der des kriegerischen Mars Schein
Wildert; er kennt die Häuser der Sterne, den herrschenden Stern auch
Auf der andern Seite des Himmels; er schläft aus den Stunden
Und der Bewegung der Sterne das kommende Schicksal der Menschen.
Ja, er umfaßt in der Brust den Himmel mit all seinen Sternen.
Auch sein eigenes Schicksal hat' er in den Sternen gelesen,
Das ihn jetzt hier mit dem Tode bedroht. Drum weil er des Schicksals
Walten doch niemals zu ändern vermochte, so wagte er kühnlich
Auf den König selber zu dringen; sein sehnlichster Wunsch war
Hier von den Händen des Königs zu fallen. Nicht achtend das Leben,
Fest dem Tode ins Antlitz schauend, so stürmt er verwegen
Ein auf den König, und hoch vom Wagen her schleudert er zahllos
Speere, doch treffen sie nur unschädlich den Schildrand des Fürsten.
Aber Geschosse nicht nur, er schleudert auch höhnende Worte
Gegen den Helden: *Geran, du, Nestanebus' deutlicher Bastard,*
Schandmal der Mutter für ewig! was jagst du die Massen der Feigen
Und verpreißest ihr Blut? Hier, gegen mich wende die Mordwut;
Wenn du noch männlichen Mut in der Brust hegst, schlage mich nieder!
Kriegerischer Sinn und die Liebe zur siebenfältigen Weisheit
Lebt mir im Herzen, ich strebe für beides nach kräftigem Vorbeere.
Ruhig erwidert der König, von Mitleid bewegt mit dem Helden,
Der hier zu sterben gewillt: Bei den Göttern, wer du auch sein magst,
Werde am Leben, der Körper, der solch ein Wissen beherbergt,
Darf nicht im Tode vergehn; mein Arm wird nimmer zum Schwertschlag
Gegen das Haupt sich erheben, das nur der Erkenntnis geweiht ist.
Nützlich bist du der Welt! Was treibt zu dem törichten Wunsch dich,
Tief zu der Unterwelt Strömen zu ziehn, wo das Wissen verschwindet?
Sprach's, doch Joroas sprang zur Erde und traf mit dem Schwerte,
Wo Weinigkeiten und Panzer mit winziger Lücke sich einten,
Leicht nur den Schenkel des Königs, doch Blut entströmte der Wunde.
Freilich ergrimmt der König, doch wolte er den Joroas schonen,
Und so sprengt' er, das Pferd anspornend, davon; in der Ferne
Säuselt er leichtsinnig den Born. — Da stürmt Melaeager im fluge
Nach auf Joroas ein und erschlägt mit gewaltigem Schwertstich
Beide Kniee zugleich. Er sinkt, und die Scharen der andern
Dauen den Körper zusammen; die Seele entflieht zu den Sternen.

Das einzige, was ihm hier seine Quelle bot, war die Beschreibung Alexanders, alles andere hat Walthier zur Belebung der Darstellung hinzugefügt. An einer andern Stelle dagegen hat er



nur den poetischen Schmuck dazu zu tun gesucht, während der Stoff ihm auch in manchen Einzelheiten von seinem Gewährsmann an die Hand gegeben war. Es ist Walthers durchaus gelungen, die Lebhaftigkeit der Schilderung wesentlich zu erhöhen.

Babylon strahlte im Glanze zur Feier des fürstlichen Einzugs;
Alle die Schätze, die eifrig gesammelt die Fürsten der Vorzeit,
Liegen zur Schau, die Mäure erglänzen im Schmuck der Juwelen,
Statuen steh'n, schwürgbigen Stils, in den heiligen Hallen,
Seidene Teppiche leuchten auf Plätzen, in Strahlen und Gassen,
Und goldstropfende Kränze verzieren hell funkeln die Tempel;
Hochbetagte Matronen und crasse, bedächtige Männer
Schreiten einher in den buntesten feinen Gewändern.

Ueppige Blumengewinde verbunden mit grünen Zweigen
Decken den Weg, auf dem der siegreiche König nun einzieht.
Weihrauch, Narben und alle die Gaben des fernen Arabiens
Rampfen in Hülle empor von den heiligen Mäuren der Götter,
Und sie erfüllen die Lüste mit köstlichen, lieblichen Düften.
Allerlei wilbes Getier, wie Hyrkanien's Schichten sie bergen.
Grausame Tiger, befreit aus dem Käfig, aber gefesselt,
Werden geführt, auch Panther, in eisernen Ketten gehalten,
Löwen, die gegen die Wände des Königs brüllen im Grimme.
Scharen von Menschen stürmen hinauf auf die Dächer der Häuser
Ober besetzen in dehnenen Reih'n die ragenden Mauern,
Voll Neugierde den König zu seh'n, denn es hindert da unten
Doch das Gewühl und Gedränge der Menschen völlig die Aussicht.
Sänger eilen herbei, zum Klange der Feier ertönen
Liebliche Lieder, es dröhnt der Schall von Pauken und Klappern,
Beden und Hühner erschallen darin, auch fehlt nicht die Geige,
Die mit schmeichelndem Klange das Ohr der Menschen bezaubert.
Und zur Verehrung strömen herbei Wahrsager aus Memphis,
Die das Lügengewohnte Volk des ägyptischen Landes
Schicksalskinder benennt, die aus Sternen und himmlischen Zeichen
Künden, so heißt es, den Menschen das unaussprechliche Schicksal.

Wir sehen, wie der Dichter durch Ausführung des Einzelnen das Ganze eindrucksvoller und farbenreicher zu gestalten sucht, um ein wirkliches Bild des Lebens und Treibens zu malen; wir sehen aber auch, wie er, gleich den Malern des Mittelalters, die das Kostüm ihrer Zeit für die Menschen des Altertums oder der Zeit Christi verwandten, auch schon die Klänge der Geige beim Einzuge Alexanders ertönen läßt. So werden denn auch auf dem Grabmale des Darius die Landschaften seiner Zeit, wie die Normandie und die Champagne, ja auch der fabelhafte König Artus der Briten

erwähnt, und zu Alexander kommen Gesandte aus Spanien, Deutschland und — hier tritt der Nationalstolz des Franzosen zutage, „was ich kaum glauben mag“ — aus Frankreich, um ihm ihre Verehrung zu zollen. Der Grund zu solchen Angaben liegt aber, von anderen abgesehen, auch in dem Bestreben des Verfassers, seine Kenntnisse zu zeigen. Das tritt besonders deutlich hervor in den Beschreibungen, die Walthers von dem Schilde des Darius und von den Grabmalern des Königs und der Königin entwirft. Das ergibt sich auch daraus, daß auf dem Grabmal der persischen Königin eine Darstellung der jüdischen Geschichte angebracht wird, und vor allem daraus, daß nicht nur die wirklich ausgeführten Bildwerke beschrieben werden, sondern auch auf solche hingewiesen wird, die der Künstler hätte anbringen können, aber aus diesem oder jenem Grunde ausgelassen hat. Aber wie die Dichter des klassischen Altertums derartige Beschreibungen liebten, so durften sie auch bei Walthers nicht fehlen, und es ist keine Frage, daß er gerade auch damit auf die Leser seiner Zeit, teils durch den Stoff selbst, teils durch die Art der Behandlung, großen Eindruck gemacht hat.

Walthers Alexandreis ist kein wirklich großes Kunstwerk, aber es ist ein Werk, das Fleiß, Takt und dichterisches Geschick verrät, und es ist ein richtiges Gefühl, das die Dichter und Kritiker der damaligen und späteren Zeit befeelt hat, wenn sie sie über die Gedichte anderer Dichter emporhoben. Er war, wie wir gesehen haben, kein Stubengelehrter; er begab sich hinein in die Kämpfe des Tages durch seine Lieder, ja, er war selbst an diesen Kämpfen beteiligt und hat ihnen Opfer bringen müssen. Er ist eine klare Persönlichkeit, auf dem Boden sittlicher Weltanschauung stehend, mit der Erfahrung eines Mannes, der mitten im Leben gestanden, und den manche Widerwärtigkeit, die ihm zustieß, zu einer ernsten Lebensauffassung geführt hat. Ohne die Güter dieser Welt etwa zu verachten, hastet er doch nicht am Aeußeren, denn er weiß, daß über ihm ein Höherer waltet, der den Menschen von seinem Tun abrufen kann dorthin, wo er nicht mehr wirken kann. Zu einem wirklich ergreifenden Ausdruck kommt diese Anschauung in der Alexandreis da, wo ihm der Gegensatz zwischen der eben noch weit hin ragenden Machthöhe des Königs und dem nun plötzlich aus Fülle des Lebens abgerufenen, jetzt im engen Grabe ruhenden Fürsten zum Bewußtsein kommt:

Glücklich wäre das Menschengeschlecht, wenn stets ihm vor Augen
Schwebte das ewige Heil, wenn stets es das Ende bedächte,

Das den Höchsten der Welt, wie dem niedrigsten Mann aus dem Volke Unermüdet erscheint, wenn wir nach Reichtum uns mühen,
Ohne Gefahren zu scheu'n, wenn die blöden Augen der Menschen
Jedlicher Ruhm mit gleichendem Schein umgaukelnd verblendet,
Wenn wir die flüchtigen Ehren, die käuflichen, mühsam erstreben,
Oder die Fluten der Meere durchzieh'n und das Leben nicht achten,
Leben und Güter zugleich den tödlichen Wogen vertrauen.
Ueber die eifigen Alpen, bedroht von den Schwärmen der Räuber,
Treibt uns die Sehnsucht nach Rom, nach der Stadt mit den ragenden
Türmen

Und voll nimmerlatter Begier — doch glücklich vollendet
Ist nun die Reise, wir kehren ins Vaterland heim zu den Unfern,
Ach, da befällt uns im Nu eine Krankheit mit schleichendem Fieber
Und zertrümmert, was wir uns im Kampfe des Lebens gewonnen.

Ähnliches mag Walthers selbst erfahren haben, wie ja auch seine Grabchrift bezeugt, daß er aus schwerer Krankheit zu genesen nicht mehr hoffen konnte. Jedenfalls sind es Verse, die aus innerster Ueberzeugung geflossen sind, und wie sie des Beifalls seiner Zeitgenossen sicher waren, doch auch ihres Eindrucks auf uns nicht verfehlen. Als einen Mann von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue und einen Dichter von Geschmack und Geschick dürfen wir unsern Walthers jedenfalls bezeichnen, und wenn wir uns auch das Urtheil, das in einer seiner Lebensbeschreibungen von einem unbekannten Dichter ausgesprochen wird, nicht in diesem Umfange zu eigen machen können, so darf es vielleicht doch zum Schluß noch als ein Zeugnis seiner Werthschätzung angeführt werden:

Alles, was heldische Dichter zu sagen und singen vermochten,
Hat die göttliche Guld Walthers in Fülle verlihen.



Kost.
Hag
S.
m
r

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Anton Korwan, Hamburg v. d. H.: B. May, Ernst Dandel.
Theologie. Professor Dr. Adolf Matthaei, Guxhaven: J. Weß, Christus,
die Anfänge des Dogmas.

Pädagogik. Dr. Konrad Lehmann, Sieglitz: K. Neß, Das pädagogische Seminar. — Professor Dr. Adolf Matthaei, Guxhaven: K. Werner, Das Christentum und die monistische Religion. — M. Münch, Kultur und Erziehung. — Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des human Gymnasiums in Berlin. — Frauenbewegung und Sexualität.

Kunst. Professor Dr. Paul Schubring, Berlin: Giorgione.

Literatur. Professor Richard Zimmermann, Lübeck: J. Leppmann, Vater Murr und seine Sippe.

Fremde Weltteile. Dr. Ernst Schulze, Hamburg-Großborstel: H. Münsterberg, Aus Deutsch-Amerika. — Lic. Dr. Paul Rohrbach, Friedenau: M. Karow, Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. — G. Ziemann, Mala Kofe. — H. Kaaljom, Das Kaiserreich Japan.

Politische Korrespondenz.

D.: Der Abschluß der Reichs-Finanz-Reform und der Rücktritt des Reichskanzlers Fürsten Bülow.

Dr. Emil Daniels: Der koloniale Zeitungs-Kongreß in London. — Die Gährung unter den Indiern. — Hjortö und Cowes. Die Duma-Deputation in London. — Das Defizit in Rußland. — Der Sieg der persischen Konstitutionellen. — Die armenische Frage. — Rußen und Engländer in den iranischen Ländern. — Der spanisch-marokkanische Krieg. — Clemenceau und Delcassé. — Die türkischen Hülftungen. — Griechenlands innere Lage. — Heeresreform und Preßgesetzgebung im osmanischen Reich.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden von Hans Delbrück.

625 Seiten eleg. broschiert M. 5.—, in Leinwand geb. M. 6.—

Dieses Werk ist zugleich ein buchhändlerisches Ereignis während ein Band von solchem Umfang und so guter Ausstattung herkömmlich 10 bis 12 Mark zu kosten pflegt, habe beschlossen, es mit einem Preise von fünf Mark zu veröffentlichen, zu möglich ist, ernstem wissenschaftlichen Werken Deutschland durch einen billigen Preis auch eine wirklich große Verbreitung zu verschaffen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Einladung zum Abonnement

auf

Preußische Jahrbücher

Herausgegeben von
Hans Delbrück.

Monatlich ein Heft von 12-14 Bogen Groß-Oktav elegant broschiert
Preis vierteljährlich M. 6,-. Einzelhefte M. 2,50.

Die Preussischen Jahrbücher

haben auch im Deutschen Reich den Titel Preussische Jahrbücher beibehalten, unter dem sie ihre Stellung und ihren Ruhm gewonnen und für ihr Teil zur Durchführung des Gedankens beigetragen haben, die deutsche Nationaleinheit unter Preussens Führung zu schaffen.

Ehedem von Heinrich Treitschke, jetzt von Hans Delbrück herausgegeben, sind die Preussischen Jahrbücher seit ihrer Begründung im Jahre 1858 eine

Zentralzeitschrift des geistigen Lebens in Deutschland

gewesen, tonangebend in Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die politischen Ereignisse werden freimütig nach oben und unten, unabhängig von allen Parteirücksichten behandelt. Wer sich unabhängig von den Tagesströmungen und Partei-Vorurteilen eine eigene Meinung bilden, wer mit den vorwaltenden und fortschreitenden der Wissenschaft Fühlung halten und selbst mit forschreiten will, Führung und reiches Material in den „Preussischen Jahrbüchern“.

Kofte
Gag

Se

un

zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.